Josef Haslinger

Der Essay als Medium von Lernprozessen

DOI 10.1515/iasl-2016-0003

Abstract: German academic writing most commonly ignores not only the reader but also the author, which leads to a rather extravagant stylistic tone. The personal essay, as Lopate describes it and as it has been practiced from Montaigne on, still doesn't enjoy the status it deserves in German academic writing. It shows a way of dealing with one's authorship that opens up numerous subject-related values of (not only) literary writing.

Das akademische Schrifttum ist oft gekennzeichnet durch literarische Sterilität und persönliche Unverbindlichkeit. Die Sterilität gilt als Seriosität und die persönliche Unverbindlichkeit als nötige wissenschaftliche Distanz. Beide zusammen bilden die Innenausstattung der akademischen Würde.

Als ich in den späten siebziger Jahren eine Dissertation mit dem Titel *Die Ästhetik des Novalis* verfasste, gab es kein Seminar, ja nicht einmal ein Gespräch darüber, wie eine solche Dissertation auszusehen habe. Ich verfasste sie, indem ich die Form der Schriften, die ich zitierte, nachahmte. Die in der Fachliteratur vorgefundene Praxis der Fußnotengebung verstand ich so, dass der Anstrich von Wissenschaftlichkeit noch intensiviert werden kann, wenn man möglichst viele Fußnoten setzt und in den Fußnoten nicht nur die zitierten Stellen ausweist, sondern noch kleine Abhandlungen und Kommentare zur Sekundärliteratur unterbringt, sowie weitere, den Zusammenhang differenzierende Kommentare anderer Autoren.

Vor der Drucklegung meiner Dissertation wurde ich vom Verlag gebeten, wenn möglich die Zahl, aber vor allem die Länge der Fußnoten zu reduzieren. Ich habe das damals als einen von kommerziellen Interessen geleiteten Anschlagsversuch gegen die Wissenschaftlichkeit meiner Arbeit verstanden und bin dieser Bitte nur widerwillig und nachlässig gefolgt. Letztlich war die 241 Seiten starke Druckfassung meiner Dissertation mit 527 Fußnoten versehen, die sich in Kleinstschrift auf 37 Seiten zusammendrängten und damit immer noch 16 Prozent des Gesamtumfangs ausmachten. Bei Karl-Theodor zu Guttenberg waren es über 1200 Fußnoten gewesen, was seinen Doktorvater Peter Häberle so beeindruckt haben muss, dass er glatt übersah, dass in diesen Fußnoten 234

Kontaktdaten: Prof. Dr. Josef Haslinger, Universität Leipzig, Deutsches Literaturinstitut Leipzig, Postfach 100920, D-04009 Leipzig, E-Mail: dll@uni-leipzig.de

Zeilen von ihm selbst stammten. Als ich an die Anmerkungen eine Bibliographie von 179 Buchtiteln anschloss, wusste ich noch nicht, dass es gängige Praxis ist, die Literaturliste, wie wir in Österreich sagen, aufzufetten, indem man auch nicht zitierte, womöglich nicht einmal mit eigenen Augen gesehene Werke darunter mischt. Jedenfalls wird jeder, der meine Dissertation lesen will, sich mit mehreren Lesezeichen und für die Fußnoten empfehlenswerterweise auch mit einer Lupe ausrüsten müssen, um das ständige Hin- und Herspringen zwischen Haupttext und Anmerkungsteil optimal bewältigen zu können.

Über selbst verschuldete Leseerschwerisse spricht man im akademischen Diskurs nicht. Obwohl bekannt ist, dass jeder ernst zu nehmende akademische Leser mit einem besonders großen Lektüre-Rückstau zu kämpfen hat – manche Professoren, ich rechne mich dazu, drapieren ihre Zimmer mit Stößen ungelesener Bücher, was diesen den Anschein verleiht, sie seien schon in irgendeine Form von Rezeptionsprozess verstrickt –, nehmen die akademischen Schriften auf solche lebensweltlichen Privatprobleme keine Rücksicht. Akademische Schriften blenden den Leser aus. Dass wir heute oft nicht mehr zwischen Haupt- und Anmerkungsteil hin- und herblättern müssen, haben wir nicht der Einsicht der akademischen Schriftsteller, sondern der Verwendung amerikanischer Textverarbeitungssoftware zu verdanken. Die akademischen Schriftsteller wollen nach wie vor nicht wirklichen Menschen ins Ohr sprechen, sondern sie appellieren an ein entpersonalisiertes Netzwerk von Gedanken, an Gedächtnis- und Erinnerungsleistungen sowie an wechselseitige bibliographische Verweise, die gleichsam körperlos sind. Wer den Text wann lesen soll, ist nicht von Belang, Hauptsache er geht seriös mit den Quellen um und kann prätentieren, an den Stellschrauben des akademischen Diskurses zu drehen.

Akademische Schriften blenden nicht nur den Leser aus, sie blenden auch den Autor aus. Bei der Lektüre der Sekundärliteratur zu meiner Dissertation fiel mir auf, dass ‚ich‘ zu sagen höchstens im Vorwort oder in einer Schlussbemerkung üblich ist. Daraus schloss ich, dass es in dieser gehobenen Form des geisteswissenschaftlichen Schreibens gar nicht erlaubt sei, ‚ich‘ zu sagen. Und so findet sich nur im Vorwort meiner Dissertation das Personalpronomen der ersten Person Singular, danach die ganze Arbeit hindurch nicht mehr. Bei der Schlussbemerkung stand ich offenbar noch so im Banne der im Hauptteil durchexerzierten wissenschaftlichen Korrektheit, dass ich mich, auch hier einer gängigen Praxis folgend, selbst im Pluralis Majestatis ansprach. „Unsere Ausführungen lassen sich kurz so zusammenfassen“,¹ steht da. Wer ist unsere? Ist das die sicht-

¹ Josef Haslinger: Die Ästhetik des Novalis (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur. Bd. 5). Königstein/Ts.: Hain 1981, S. 193.

bar gewordene Gutenberg-Galaxis, also die in den 527 Fußnoten versammelte akademische Gemeinschaft, die an meiner Arbeit mitgeschrieben hat? Der Riese, auf dessen Schulter ich kleiner Zwerg stand?

Der häufig gespreizte Stil akademischer Schriften entsteht durch die sprachlichen Umständlichkeiten, die nötig sind, damit der Zwerg sich verstecken kann. Im Vorwort sagt der Zwerg meiner Dissertation noch mit einem verstohlenen Blinzeln, „es liegt mir daran, die rationale und systematische Seite dieser Ästhetik herauszuarbeiten“, ² um hernach in der Textatur des Riesen zu verschwinden und so zu tun, als wäre der Fortgang *sine ira et studio* verfasst, als wäre er gleichsam der Selbstläufer eines logisch und systematisch voranschreitenden Geistes, der die Lebenserfahrung des Verfassers, seine persönlichen Interessen und politischen Einstellungen auszublenden vermag. In Wahrheit war ich, als ich mich in der Sekundärliteratur zu Novalis umsah,

erstaunt über die völlig unterschiedlichen Weisen der Novalis-Rezeption. Es gab eine alte Novalis-Verehrung und es gab eine neue Novalis-Verehrung. Letztere spielte in intellektuelle Achtundsechziger-Kreise hinein, die mir aus anderen, von Novalis unabhängigen Gründen sympathisch waren. Einer von ihnen, Richard Faber, hatte ein Novalis-Buch mit dem Titel „Die Phantasie an die Macht“ geschrieben. Eine andere, Gisela Dischner, verstand es gar, Novalis mit der „Spaßguerilla“ des Achtundsechziger-Kommunarden Fritz Teufel in Verbindung zu bringen. Hier ließ ich mich gerne nieder. Von hier aus gesehen, ließ sich auf die traditionelle Novalis-Verehrung mit einem gewissen Hohn herabblicken.³

Nimmt man noch die intensive Lektüre von Walter Benjamin und Ernst Bloch hinzu, dann kann ich im nachhinein für mich selbst ganz gut rekonstruieren, wie meine Dissertation in der Zeit der aufbrechenden Alternativbewegungen der siebziger Jahre einerseits von privaten und politischen Interessen gesteuert war, andererseits aber auch zu einem Medium von Erkenntnisprozessen wurde, die im Fortgang nicht nur mein Novalis-Bild, sondern auch mein Menschenbild und meine Auffassung von Geschichte, Gesellschaft und Natur veränderten. Aber dieser Lernprozess, das, was mir die Arbeit persönlich gebracht hat, bildet sich in der Dissertation nicht ab. Es wird gleichsam nur ein Ergebnis vorgeführt. Es wird so getan, als hätte ich, nach Lektüre all dieser Bücher, auf einer erhöhten akademischen Warte Platz genommen, dem Doktorandenstuhl – das ist der unterste Absatz in der Stufenhierarchie, die zum Lehrstuhl hinaufführt –, und dabei hätte sich meine Person als gesellschaftliches Wesen in ihre geistigen Bestandteile aufgelöst, gleichsam in einer Umkehrung der Operation, die Viktor Frankenstein im Labor der

² Haslinger: Die Ästhetik des Novalis (Anm. 1), S. 2

³ Haslinger: Die Ästhetik des Novalis (Anm. 1), S. 14 f.

Universität Ingolstadt vorgenommen hat. Der dreijährige Erfahrungs- und Lernprozess eines Menschen mit Fleisch, Blut und Demonstrationserfahrung wurde auf intelligible Resultate eingedampft. Man kann eine solche Arbeit immer noch einen Essay nennen, aber es ist ein Essay, der in seinem strengen Anspruch auf wissenschaftliche Formalität und Korrektheit jede Subjektivität auszublenden versucht und damit die eigentlichen Qualitäten des essayistischen Schreibens verfehlt.

Dagegen gibt es ein anderes, nicht so formelles, zwangloseres, entspannter wirkendes Schreiben, das im Reflexionsniveau und in der Wissensvermittlung durchaus mit akademischen Schriften vergleichbar sein kann, das sich in anderen Punkten dann aber doch wesentlich von ihnen unterscheidet. Diese Art zu schreiben wendet sich nicht an Theorien und Reflexionszusammenhänge, sondern an Menschen mit fünf Sinnen und persönlich erfahrenen Lebensgeschichten. Und die Person, die da schreibt, versteckt sich nicht hinter den Schulterspannen des Riesen, sondern zeigt sich als jemand, der dabei ist, sich auf der Grundlage eigener Erfahrungen und Interessen sowie der Lektüre von Büchern, Zeitschriften und Websites eine Meinung zu bilden. Die Sprache einer solchen Schrift mag durchaus intellektuell und diskursiv sein, aber sie ist nicht hochgestochen, sondern schlägt einen Ton an, der Zuhörer oder Leser zu erreichen versucht. Diese Form des intellektuellen Schreibens sucht in der Sprache das Gegenüber.

Das kann ein dialogisches Gegenüber mit direkter Leseransprache sein, oder auch das Gegenüber einer Vielzahl von Lesern, die gemeinsame Erfahrungen teilen. Platon griff mögliche Einwendungen seiner Leser auf, indem er sie den Gesprächspartnern seines *alter ego* Sokrates in den Mund legte, und Seneca stellte in seinen Schriften die eigenen Zweifel gerne so dar, dass sie als mögliche Einwendungen des Lesers seiner fingierten Briefe zum Ausdruck kamen. Diese Form gab ihren diskursiven Abhandlungen einen Konversationscharakter, sie machte ihre Themen zum Gegenstand von Gesprächen und Auseinandersetzungen von Menschen.

Das Dialogische kann auch ins Innere verlegt sein, als eine Art Selbstansprache des Autors, eine Auseinandersetzung mit sich selbst und seinen eigenen Erfahrungen, wie wir es bei einem der ersten Essayisten dieser Art finden, nämlich bei Michel de Montaigne. Montaigne fällt sich selbst ins Wort. Zu den Beispielen, die er anführt, findet er meist auch Gegenbeispiele. „Der Mensch“, so bekennt Montaigne, „ist wirklich ein wunderbar ungreifbares, verschiedenartiges und schwankendes Wesen: es ist schwierig, etwas dauernd und allgemein Gültiges über ihn auszusagen.“⁴

4 Michel de Montaigne: Die Essais (= Reclam Universal-Bibliothek Nr. 8308). Stuttgart: Verlag Philipp Reclam 1969, S. 36 f.

Im angloamerikanischen Sprachraum wird diese Form des nachdenkenden Schreibens, das die Kommunikation mit dem Leser sucht, ‚personal essay‘ genannt. Dieser Begriff wird gelegentlich mit ‚personaler Essay‘ übersetzt, ich übersetze ihn lieber mit ‚persönlicher Essay‘. Der Essayist entwickelt dabei eine persönliche Stimme, die, je länger sie spricht, etwas umso Vertrauteres bekommt, denn der Autor tritt mit seinem Leser in einen Dialog. Er will ihn an persönlichen Erfahrungen Anteil haben lassen. Die Vertrautheit beginnt mit einem Vertrauensvorschuss, der darin besteht, dass der Autor wie selbstverständlich davon ausgeht, dass sich persönliche Erfahrungen mitteilen lassen, dass es überhaupt Gemeinsamkeiten in der menschlichen Erfahrung gibt.

Der höhere Stellenwert, den der persönliche Essay in den USA und in Großbritannien genießt, mag auch mit der längeren demokratischen Tradition dieser Gesellschaften zusammen hängen. Denn meistens läuft diese Form des Betrachtens der Welt nicht auf richtig oder falsch hinaus, sondern entwickelt ein Spektrum von Meinungen, die auf persönlichen Begegnungen und Erfahrungen aufbauen. Persönliche Essays strahlen die Zuversicht aus, sich in einem gesellschaftlichen Klima zu bewegen, in dem Pluralismus nicht als lästige Verpflichtung, Eigenbrötlei hinzunehmen, angesehen wird, sondern als die gleichsam republikanische Qualität eines geistigen Umfelds gilt. Persönliche Essays haben einen antiautoritären Gestus. Sie stellen den ideologischen Systemen die Herausforderung des eigenen Nachdenkens, die Substanz der individuellen Erfahrung entgegen.

In einem persönlichen Essay kann alles zum Gegenstand des Nachdenkens werden. Der Autor kann alles in Frage stellen, nicht zuletzt sich selbst, sein bisheriges Leben, seine bisherigen Ansichten. Die Offenheit, mit der sich der Autor an den Leser wendet, kann bis zur Selbstentblößung gehen. Der Autor vertraut darauf, dass der Leser ihm seine Ehrlichkeit und die Darstellung der eigenen Schwächen und Unzulänglichkeiten nicht vorhalten wird, sondern im Gegenteil, dass er diese geistige Offenheit und emotionale Vertraulichkeit sucht und zu schätzen weiß.

Eine der großen Stärken des persönlichen Essays mag darin bestehen, dass er das Bemühen um Ehrlichkeit nicht nur behauptet, sondern gleichsam vorführen kann, dass er sich mit ersten Ergebnissen und Selbsteinschätzungen nicht zufrieden gibt, sondern zeigt, wie es möglich ist, die Strategien der psychischen Selbstverteidigung zu überlisten und sich selbst in Frage zu stellen. Inwieweit er nicht zurückscheut, die eigene Schwäche zu zeigen, darin liegt die Stärke des Essayisten. So ehrlich wie möglich zu sein, ist beim Essayisten, der ja nicht als fiktionaler Erzähler, sondern als Person wahrgenommen wird, nicht nur eine moralische, sondern auch eine literarische Kategorie. Das Bemühen um Ehrlichkeit ist nur dann überzeugend, wenn es sich nicht nur als Intention vermittelt, sondern in der Textstruktur abbildet.

Bei Michel de Montaigne ist auffällig, dass er in seine *Essais*, und darin folgt er durchaus der unter den Gelehrten üblichen Mode seiner Zeit, eine Fülle von Zitaten aus dem griechischen und lateinischen Schrifttum einstreut. Im Essay „Über die Schulmeisterei“ kommt er auf dieses Gelehrsamkeit vortäuschende Gefuchtel mit Zitaten zu sprechen: „So stibitzen unsere Pedanten sich Wissen aus Büchern zusammen, nehmen es aber nur in den Mund, um es unverändert wieder von sich zu geben und es nutzlos zu vertun. Es ist wunderbar, wie genau ich als Beispiel für diese Torheit passe. Mache ich es nicht bei dem, was ich hier schreibe, meistens genauso? Ich schnappe in meinen Büchern hier und da Sentenzen auf, die mir gefallen, nicht, um sie im Gedächtnis zu behalten – denn da kann ich gar nichts aufbewahren –, sondern um sie in diesem Buch hier anzubringen.“⁵

Der Autor eines persönlichen Essays kann unverhohlen von sich selbst sprechen. Er muss seine eigene Verletzlichkeit nicht verstecken und er kann vor den Augen des Lesers die Illusionen niederreißen, die er sich selbst gemacht hat. Die Durchsichtigkeit der Selbsterkenntnis wird nicht, wie dies in akademischen Schriften üblich ist, als Einsicht in die eigenen Zusammenhänge präsentiert, sondern sie wird als Prozess vorgeführt, bei dem auch sichtbar wird, wie der Autor sich selbst im Weg steht. Der Essay kann den Leser spüren lassen, dass Selbsterkenntnis kein Akt von Souveränität ist, sondern eher einer des Ausgeliefertseins und der Niederlage. Die Ehrlichkeit und Vertrauenswürdigkeit eines Textes stellt sich her, wenn der Autor nicht davor zurückscheut, den eigenen Vertrauensbruch, die eigenen Unsicherheiten, Schwächen und auch den Argwohn, den man gegenüber seinen eigenen Fähigkeiten empfinden mag, in der Darstellung durchscheinen zu lassen. Der zuverlässige Erzähler ist beim Essay nicht einer, der die Ereignisse von einer Position des klaren Überblicks her erzählt, sondern es kann paradoxerweise einer sein, der in seinem Wissen und in seinem Durchblick keineswegs zuverlässig ist, der daraus aber keinen Hehl macht.

Der persönliche Essay nimmt die eigene Unwissenheit, die eigene Ahnungslosigkeit, die eigenen Grenzen ins Visier. Im Gegensatz zu so vielen akademischen Schriften gaukelt er kein profundes Wissen und keinen umfassenden Durchblick vor. Das Einfache und Nächstliegende ist ihm ein würdiger Ausgangspunkt des Nachdenkens, das Selbstverständliche ist es ihm wert, befragt zu werden, das Alltägliche ist ihm des Nachsinnens würdig.

Es ist immer ein lohnender Ausgangspunkt für einen Essay, das Gegenteil von dem zu behaupten, was der Rest der Menschheit für richtig und gut hält, oder für etwas einzutreten, was gemeinhin als verachtenswert erscheint. Oft ist es dann so, dass sich im Zuge des Nachdenkens die strenge Opposition des Widerspruchs

5 Montaigne: Die *Essais* (Anm. 4), S. 73.

auflöst zugunsten einer ambivalenten Haltung oder einer möglichen neuen Position. Einem Essayisten muss man beim Denken zusehen können. Im besten Fall macht er sich, wie Adorno es ausdrückt, „zum Schauplatz geistiger Erfahrung“.⁶ Und wenn der Ausgangspunkt eine Meinung oder ein Widerspruch zu einer Meinung ist, dann gleicht dieses Nachdenken eben auch einer Untersuchung der eigenen Vorurteile. Die Klarheit der eigenen These oder des eigenen Widerspruchs mag im Zuge des Nachdenkens an Plausibilität verlieren. Ein Essay von Montaigne überrascht im Schlussteil mit der Wendung: „So gibt es auch direkte Gegenbeispiele gegen die Gesichtspunkte, die ich im Anfang dieses Kapitels behandelt habe.“⁷

Wenn die Ehrlichkeit, wie erwähnt, wohl eine der besten Voraussetzungen für einen gelungenen persönlichen Essay bildet, so ist die Selbstgerechtigkeit wohl eine seiner größten Gefahren. Widersprüche, insbesondere persönliche Widersprüche gegen andere Denkweisen und Verhaltensformen sind seit Montaigne ein geradezu klassischer essayistischer Motor, der allerdings voraussetzt, dass der Essayist keine Scheu hat, den dazu nötigen autobiographischen Kontext zu skizzieren. Dabei kommt es auf das richtige Quantum an. Selbst in der extremsten Selbstentblößung muss der Essayist eine gewisse Form von literarischer Souveränität wahren, die dem Leser signalisiert, dass dem Autor noch mehr als an der Selbstbezogenheit an der sinnfälligen Darstellung dieser Selbstbezogenheit liegt. Die aus der eigenen Erfahrung beigesteuerten Beispiele geraten in ein schiefes Licht, wenn sie zum Selbstläufer werden, zur Kapitelfolge aus den eigenen Memoiren, weil sie dann nicht mehr dazu dienen, ein Thema abzuhandeln und den Lesern, die vergleichbare Charakterzüge an sich selbst erkennen mögen, das Gefühl vermitteln, dass sie damit nicht ganz allein sind, sondern in reine Selbstdarstellung umschlagen. Das mag dann einem voyeuristischen Interesse Genüge tun, aber nicht den Ansprüchen der literarischen Gattung Essay. Der Leser sucht ja im Essay nicht die Biographie des Autors, sondern den persönlichen Erfahrungszugang zu einem Thema, das nicht systematisch und diskursiv abgehandelt wird, sondern in dem die Momente sich verflechten zu einem Gewebe, das im Idealfall so lose bleibt, dass der Leser daran mitflechten kann. Biographische Enthaltsamkeit macht den Essay spröde, die biographische Geschwätzigkeit macht ihn zunichte.

Der Essayist nimmt häufig eine retrospektive Haltung ein. Die Beispiele, die er bringt, liegen oft eine Weile zurück, wodurch Zeit war, darüber nachzudenken

⁶ Theodor W. Adorno: Der Essay als Form. In: T.W.A.: Noten zur Literatur I. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1958, S. 29.

⁷ Montaigne: Die Essais (Anm. 4), S. 73.

und auch absehbar ist, welche Folgen diese oder jene Ereignisse hatten. Er blickt zurück auf versäumte Gelegenheiten, auf Beschränkungen, die einem auferlegt waren, auf die Umstände, die zu bestimmten Entscheidungen führten, auf das Versagen in bestimmten Situationen. Das gibt dem persönlichen Essay häufig einen melancholischen Ton.

Durch eine gewisse Unverfrorenheit, Vermessenheit, Keckheit oder Ironie vermag der Essayist die Aufmerksamkeit auf sein Thema zu lenken. Manchmal tritt der Essayist aber auch in ironisch gebrochener Bescheidenheit auf, als einer, der nicht wirklich im Geschehen steht und nur die Meinung eines außen stehenden Beobachters abgibt. Während Montaigne in der Zeit der Religionskriege noch mit wichtigen diplomatischen Missionen betraut war, gab er sich in seinen Essays schon als pensionierter Landedelmann aus, der den Lauf der Dinge beobachtet, aber nicht mehr mitgestaltet. Das kann eine weitere literarische Strategie des Essayisten sein: Er macht sich kleiner als er ist, er macht sich zum Außenseiter und damit auch ein wenig zum unzuverlässigen Erzähler, um genau das Gegenteil davon zu erreichen. Die Froschperspektive trägt über die allgemeine Meinung den Sieg davon.

Diese formal nicht geregelte, offene Form des nachdenkenden Schreibens spricht nicht aus der körperlosen Geistigkeit der akademischen Gemeinschaft heraus, sondern der Text ist, wie Elizabeth Hardwick, die amerikanische Literaturkritikerin und Mitbegründerin der *New York Review of Books* das einmal ausgedrückt hat, getragen von der persönlichen Unterschrift eines Solisten, „the soloist's personal signature flowing through the text“.⁸

Die Autorschaft bleibt am Essayisten haften, er kann das Ich nicht an eine fiktive Erzählerinstanz delegieren, er kann sie höchstens in einem allgemeinen ‚man‘ oder einem appellierenden ‚wir‘ aufweichen. Aber gerade weil der Autor im Essay sozusagen ein ständiges Zuhause hat, wird die Sprache des Essays, die Art wie er seine Themen behandelt, zur eigenen literarischen Identitätskarte. Das Persönliche am persönlichen Essay findet sich einerseits in der Geste des Selbstbezugs, aber mehr noch findet es sich in der subjektiven Gestimmtheit seiner Sprache, in seinem Stil.

Der Essayist mag vom Hundertsten ins Tausendste kommen, weil er Zusammenhänge herstellt, die sich nicht aus der Systematik des Wissens ergeben und auch nicht aus der Logik der Deduktion, sondern aus der Erinnerung und produktiven Einbildungskraft. In Freiheit, so sagt Adorno, mit einer Verbeugung vor dem Essayisten, der er selbst ist, „in Freiheit denkt er zusammen, was sich

8 Phillip Lopate: *The Art of the Personal Essay. An Anthology from the Classical Era to the Present*. New York: Doubleday 1995, S. XXIV.

zusammenfindet in dem frei gewählten Gegenstand.“⁹ Ein Essay kann sich in jede Richtung entwickeln, in ihm ziehen die Flexibilität des Denkens und die Flexibilität der literarischen Sprache an einem Strang. Seiner Freiheit sind kaum Grenzen gesetzt, es sei denn diejenigen der Selbstbegrenzung. Seine Methode ist die Methodenlosigkeit, das Gesetz seines Fortgangs ist nicht die begriffliche Subsumption, sondern die Spontaneität. Ein guter Essayist ist Geschichtenerzähler und Philosoph zugleich. Er nähert sich seinem Thema von vielen Seiten, Blickwinkeln und Erfahrungskontexten, er umzingelt es. Die Beschreibungen von Personen, Orten und Vorfällen, die Verwendung von Dialogen, die Herausarbeitung von Konflikten, die ironische Darstellung, solche gleichsam literarischen Mittel gehören genauso zu seinem Werkzeug wie die Erörterung anhand von Beispielen, Vergleichen, Variationen, Deduktionen und Analogien.

Manchmal bewegt sich der persönliche Essay von der individuellen Erfahrung zu allgemeinen Aussagen, es kann aber auch umgekehrt sein, dass allgemeine Aussagen von individueller Erfahrung gestützt oder konterkariert werden.

Der Essayist will kein Schulmeister sein. Er tritt nicht als Besserwisser auf, sondern als einer der das, was er gelernt hat, durch die Darstellung, wie er es gelernt hat, nachvollziehbar macht. Diese unverhohlene Subjektivität macht, wie der amerikanische Essayist Phillip Lopate es ausdrückt, den Essay weniger suspekt in einem geistigen Klima, in dem die Menschen gelernt haben, den Ansprüchen einer angeblich ‚wertfreien objektiven‘ Wissenschaft und Forschung zu misstrauen. („The unashamed subjectivity of the personal essay makes it less suspect in a mental climate in which people have learned to mistrust the ‚value-free, objective‘ claims of scholarship and science.“)¹⁰

Der Essay bildet den persönlichen Lernprozess seines Autors ab. Oder es scheint zumindest so, als würde er das tun. Diese Differenz macht seine Kunst aus. Denn selbstverständlich ist der Essay nicht so spontan, wie er sich gibt. Er ist eine literarische Form, in der vieles, was spontan erscheint, wohl überlegt und raffiniert arrangiert ist. Dennoch ist sein experimentierender Charakter nicht nur ein Erscheinungsbild, sondern ein Wesensmerkmal seiner Struktur. Er ist das literarische Produkt eines Experiments, von dem das Ergebnis nicht von vorneherein feststeht. Der Autor lässt den Leser wissen, wie er zu seinen Gedanken kam. Er lässt ihn an einem offenen Prozess des Nachdenkens, Zweifelns, Verwerfens, neu Überlegens, Vergleichens etc. teilhaben. Ob diese vom Autor vorgezeigten, oft regelrecht vor dem Leser ausgestellten Lernprozesse tatsächlich während des Schreibaktes vor sich gegangen sind, was zumindest phasenweise

⁹ Adorno: Der Essay als Form (Anm. 6), S. 25.

¹⁰ Lopate: The Art of the Personal Essay (Anm. 8), S. XLIII.

nicht ausgeschlossen ist, oder ob sie nicht vielmehr eine Vorgeschichte literarisch nachinszenieren und den Ideen dabei den Feinschliff geben, ist eine andere Frage. Entscheidend ist, dass diese Lernprozesse zugänglich gemacht werden, womit der Essay zum Ausdruck der Entwicklung des eigenen Selbst wird und – was pädagogisch noch viel interessanter ist – diese Entwicklung vorantreibt. Der persönliche Essay verlangt von dem, der ihn schreibt, sich mit dem eigenen Leben zu befassen, weil er nicht nur ein Thema, sondern auch das Selbst, das sich mit diesem Thema befasst, zum Verhandlungsgegenstand hat.

In Montaignes *Essais* spiegelt sich das Abenteuerertum der Zeit der Entdeckungen. Es liegt darin der Gestus des Vordringens in noch unbekanntes Terrain. Es ist ein Vorstoß in der symbolischen Welt, in der Welt des Erkennens von Dingen, von Zusammenhängen, von Gewohnheiten und letztlich von den vorgeblichen Wahrheiten der uns umgebenden Lebensregeln und Einstellungen. Der Essay ist ein Weg sich selbst immer wieder neu zu überprüfen und neu zu erfinden. Das war die Idee von Montaigne, weshalb er seine Schriften immer wieder als Versuche, als ‚essais‘, bezeichnete. Letztlich, so bekannte er, habe das Buch ihn mindestens genau so gestaltet, wie er das Buch. Ist es nicht das, was wir uns alle vom Schreiben erhoffen, nämlich dass es uns ein wenig weiterbringt in unserer Lebenskunst?

Es würde den Geisteswissenschaften gut tun, den persönlichen Essay für das Verhandeln akademischer Fragestellungen zu adaptieren und insbesondere als Form studentischer Hausarbeiten zuzulassen. Der persönliche Essay erzwingt geradezu eine individuelle Nachdenklichkeit, während das übliche akademische Schrifttum leicht dazu neigt, zum leeren Geklapper von formal korrekt gesetzten Versatzstücken zu verkommen. Den Universitäten stünde es gut an, den persönlichen Essay als Ausdrucksform des akademischen Nachdenkens zuzulassen, aber dazu bedürfte es wohl auch einer Studentenschaft, der persönliches Nachdenken ein Bedürfnis ist und nicht eine Überforderung.

Als meine Kinder in den USA zur Schule gingen, hatten sie im Fach ‚Science‘ Woche für Woche einen kleinen Aufsatz über neue wissenschaftliche Entdeckungen, Erkenntnisse oder Theorien zu verfassen. Das ließ sich durch die Konsultation diverser Websites leicht bewältigen. Aber am Ende hatten Sie eine knifflige Frage zu beantworten, die sie manchmal schier in die Verzweiflung trieb. Sie lautete: Was hat das alles mit mir zu tun? Gar nichts, waren sie am Anfang geneigt zu schreiben, bis die Beantwortung dieser Frage mehr und mehr ins Zentrum ihrer Arbeiten geriet. Ich sollte hinzufügen, dass es eine gute amerikanische Schule war, eine, die etwas darauf hielt, in der besten demokratischen Bildungstradition zu stehen.

Der Philosoph John Dewey hatte sich in dem 1916 publizierten Buch *Democracy And Education* dagegen verwahrt, junge Menschen schablonenhaft zu Kolle-

tivwesen zu erziehen. Auch ihre Leistungen sollten nicht nach kollektiven Maßstäben, sondern nur unter Berücksichtigung individueller Fähigkeiten und Entwicklungen beurteilt werden. Die Schüler sollten nicht altes Wissen stupide auswendig lernen und kritiklos hinnehmen, sondern sie sollten sich ihr Wissen aktiv und mittels der eigenen Erfahrung aneignen. Bildung ist, nach Dewey, weniger die Vermittlung fremder Wissensstoffe, sondern die Ermöglichung eigener Erfahrung in den verschiedensten Bereichen des geistigen und materiellen Lebens.

Demokratie und Bildung, so Dewey, sind aufeinander angewiesen. Der Staat sollte allen Schülern, unabhängig von ihrer sozialen Herkunft, gleiche Bildungschancen ermöglichen. Demokratie ist, nach Dewey, nicht einfach eine Regierungsform, sondern eine Lebensform, die sich bis in die kleinsten Belange des Alltagslebens auswirken muss. Es gehe bei der Bildung schließlich nicht um die Verbreitung und Wiederholung von feststehendem Wissen, sondern um die Entwicklung eines individuellen Selbst, um die Schaffung des Souveräns der Demokratie, um die Menschwerdung des kritischen Bürgers.

In Deweys Bildungskonzeption spielt die Sprache eine herausragende Rolle. Sie wird nicht als ein festgelegtes Kommunikationssystem gesehen, in das man sich hineinzufinden hat, sondern sie ist ein Angebot zur Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, zur Artikulation von eigener Erfahrung, zur Herstellung der Individualität. Das demokratische Bildungssystem – die Schulen, Colleges und Universitäten – soll für die Entwicklung der Menschen den Rahmen abgeben. Das entscheidende Mittel dafür aber muss der einzelne sich selbst erarbeiten. Es ist seine Sprache.

Was hat das mit mir zu tun? Diese Frage, die meine Kinder Woche für Woche zu beantworten hatten, war keine Erfindung ihres Klassenlehrers, sondern es war die Leitfrage der Bildungskonzeption von John Dewey gewesen. Was immer man im konkreten Fall darauf antwortet, die Antwort wird ein Dokument der eigenen Lebensgeschichte sein, ein Akt der literarischen Selbst-Erzeugung. Mit dieser Frage wird alles, was man wissen kann, zu einem Teil der persönlichen Literalität, zu einem Teil der persönlichen Lese- und Schreibkultur. Der individuelle sprachliche Ausdruck, die Fähigkeit, sich eigenständig zu artikulieren, muss auch bei uns ein zentrales Anliegen aller Bildungseinrichtungen werden. Der persönliche Essay ist im großen Werkzeugkasten der literarischen Ausdrucksmöglichkeiten jenes Instrument, das einem solchen Bildungsanspruch am ehesten zum Durchbruch verhelfen kann.

In Wien lernte ich einmal jemanden kennen, der mir verriet, dass er eben die vierte Dissertation schreibe. Aber er selbst war gar kein Doktor. Seine Kunden hatten keinen Grund zur Beschwerde. Die Arbeiten waren offensichtlich gut gemacht und sind nie beanstandet worden. Hätte Herr von Guttenberg die

20.000,- Euro, die er am Ende für die Stiftung *Deutsche KinderKrebshilfe* gespendet hat, um das Ermittlungsverfahren durch die Staatsanwaltschaft Hof wieder loszuwerden, gleich in eine ordentliche Dissertation investiert, er hätte bei der Bundestagswahl neben Angela Merkel auf der Bühne stehen und sich feiern lassen können. Karrieremäßig wäre gewiss alles besser gelaufen. Auf der Basis eines Schriftstücks, in dem alles korrekt zitiert ist, aber dessen Autor unauffindbar bleibt.